

AUFFÜHRUNGEN



Grausam, feige und machtgeil: Ist es wieder Zeit für „König Ubu“? Thomas Schneider, Burkhard Wolf und Marian Kindermann (v. l.) in Alfred Jarrys Stück am Theater Magdeburg. Einen Vergleich mit der Inszenierung am Deutschen Theater Berlin gibt's ab Seite 70.



Wer erlöst uns?

In einer furiosen Koproduktion von Oper und Ballett bringt Christian Spuck Giuseppe Verdis „Messa da Requiem“ auf die Bühne des Opernhauses Zürich

Text_Ulrike Kolter

M

Mal ehrlich: Was können wir Mittdreißiger in unserer postreligiösen Gegenwart noch mit der katholischen Liturgie anfangen? An einer Totenmesse wie Giuseppe Verdis „Messa da Requiem“ wieder ernsthaft lateinisches Textstudium zu betreiben, holt die verschüttete Gewissheit zurück: Hier wird eine einzige große Drohung vertont, nämlich, dass der schwer sündenbeladene Mensch am „Tag des Zorns“ vorm Jüngsten Gericht antreten muss und verängstigt um Gnade fleht, um der Hölle noch zu entgehen. Überhaupt, dieser konstant aufflammende Himmel-Hölle-Dualismus! Was kann

uns Erlösung heute schon noch bedeuten? Und wie schreibt Thomas Assheuer im Programmheft so treffend über uns Kinder der Moderne: „Der aufgeklärte Tod ist nur noch der eigene, radikal subjektive – ein natürliches Übel und nichts sonst.“

Bereits Giuseppe Verdi war, obgleich katholisch erzogen, bekanntlich kein besonders religiöser Mensch. Man hört das seinem Requiem auch an in seiner dramatisch-musikalischen Logik. Nicht umsonst gelangte es nach seiner Uraufführung in einer Mailänder Kirche 1874 alsbald auf wichtige Bühnen europäischer Opernhäuser. Und das natürlich nicht wegen seiner liturgischen Bedeutung, sondern wegen der emotionalen Sogkraft der Musik. In Zürich hat Ballettdirektor Christian Spuck nun gewagt, das Requiem in einer großen Koproduktion von Oper und Ballett szenisch auf der Bühne zu realisieren, mit einer herausragenden Solistenbesetzung und Generalmusikdirektor Fabio Luisi am Pult.

Natürlich weiß Spuck um die Problematik des Textes und nähert sich dem oratorischen Werk ganz auf musikalischer Ebene: mittels Abstraktion und strikter Vermeidung jeglicher narrativer Bebilderung. Im Mittelpunkt von Spucks Interpretation steht der Mensch mit seinem individuellen Schicksal, verlassen oder im Angesicht eines Verlustes, einsam meist oder kollektiv verzweifelt in einer dunklen Menschenmasse untergehend. Der für solche Settings bewährte und geschätzte Bühnenbildner Christian Schmidt hat ihm hierfür einen düsteren Raum bauen lassen, mit dunkelgrau marmorierten Wänden und einer Decke, die nur einige quadratische Fenster nach oben (gen Himmel?) lässt. Dunkle Asche bedeckt stellenweise den Boden, klebt mal an den Leibern der Tänzer oder rieselt den Sängersolisten durch die Finger. Wenn gleich anfangs beim „Requiem aeternam dona eis“ und später immer wieder Tänzer ihre Partnerinnen an diesen dunklen Wänden in ausdauernden Hebungen emporschieben, die Damen dort gleichsam klebend



Tänzerin Giulia Tonelli (vorn),
das Ballett Zürich sowie der
Chor des Opernhauses Zürich

hängen, gelingt Spuck ein bedrückendes Bild für die Grundstimmung des Abends: Aus diesem dunklen Lebensloch gibt es kein Entkommen.

Spuck hat Erfahrung sowohl als Opernregisseur als besonders auch in der szenischen Arbeit mit Chören – das ist nicht zu verkennen. Noch in den Probenarbeiten hatte er in einem Interview bemerkt, der Versuch, Tanz und Gesang zu verschränken, sei zum Scheitern verurteilt – dann müssten Sänger tanzen und Tänzer singen. Viele choreographisch misslungene Beispiele geben ihm recht, nicht jedoch sein eigener Versuch über Verdis „Requiem“. Wie geschickt er es immer wieder versteht, diese riesige Menschenmasse aus Chor, Tänzern und den vier Sängersolisten zu führen, ineinander verschwinden und aus dem Nichts wieder auftauchen zu lassen, ist schlicht grandios. Mal säumt der Chor (Einstudierung: Marcovalerio Marletta) hinten und seitlich den Bühnenrand, zart nur mit den Armen gesti-

kulierend, mal rasen alle (!) von links nach rechts und zurück über die Bühne, ehe der Chor sich im Hintergrund aufstellt und das „Dies irae“ schmettert, während vorn William Moore (Erster Solist in Spucks Ensemble) in einem seiner furiosen Soli mit nacktem, aschebeschmiertem Körper eine heftig sich windende Kreatur abgibt, mit Händen zu Krallen gebogen und hockend sich im Hohlkreuz nach hinten verdrehend.

Die vier gastverpflichteten Sängersolisten harmonieren formidabel, wenngleich der Tenor Francesco Meli ein wenig zu dramatisch intoniert. Mit einem würdevoll getragenen, markerschütternden „Mors stupebit“ tritt Georg Zeppenfeld aus der Masse des Chores. Der Weltklassebass versteht es ebenso wie die Sopranistin Krassimira Stoyanova und die italienische Mezzosopranistin Veronica Simeoni, trotz Opernherkunft einen angemessenen Duktus zu finden. Das „Agnus dei“ beider Frauen gerät zur musikalischen Sternstunde. Fabio Luisi

nimmt Tempi und Dynamik expressiv, lässt aber etwa im „Lacrimosa“ auch sehr getragene Passagen zu. Dass ihm im finalen „Libera me“ Chor und Orchester kurzzeitig auseinanderzudriften drohen, liegt an der musikalisch schwierigen, optisch aber ergreifenden Massenszene: Chor, Tänzer und Solisten stehen, gedrängt und kreuz und quer gemischt, über die Bühne verteilt.

Spuck hat für diesen Abend sein komplettes Ballettensemble aufgeboden, er wollte bewusst alle Tänzerpersönlichkeiten einbinden. Viele Szenen zeigen dann auch sehr intime Momente, Pas de deux mit unfassbar langen Hebungen, Umklammerungen, vergeblichen Fluchtversuchen. Wie sehr Chorsänger, Tänzer und Solisten momentweise verschmelzen zu einer riesigen Körperwelle, dürfte jegliche Zweifel über tanzende Sänger widerlegt haben. Am Ende sinkt über alle die Bühnendecke herab, langsam und immer tiefer, begräbt uns quasi lebendig. Hoffnung auf Erlösung ist das nicht. ■